

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 25 (1921-1922)
Heft: 8

Artikel: Eduard Huber : ein schweizerischer Indochinaforscher
Autor: Schnyder, Casimir
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667109>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

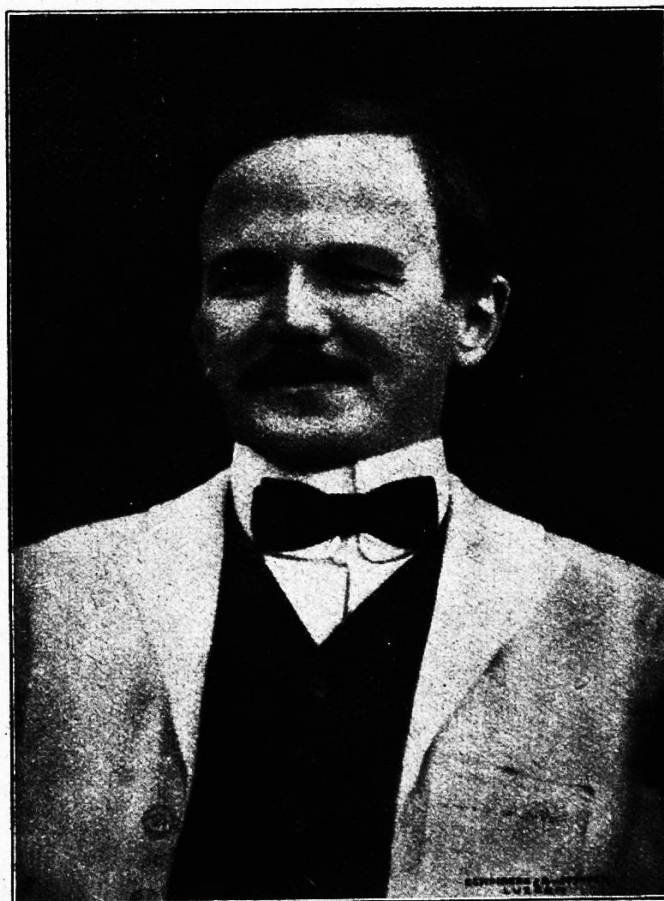
Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eduard Huber.*)

Ein schweizerischer Indochinaforscher.

Als im Januar 1914 die Presse meldete, Eduard Huber sei zu Vinh-long, Cochinchina im 35. Altersjahre von einem tödlichen Fieber dahingerafft worden, ahnten nur ganz wenige, welch unersehblichen Verlust die Wissenschaft dadurch erlitt. Daß mit Huber einer der bedeutendsten Sprachforscher hingeschieden war, die die Schweiz hervorgebracht hat, war seinen Landsleuten fast unbekannt. Dies lag wesentlich daran, daß ihn sein hoher wissenschaftlicher Ernst von Anfang an auf die Bearbeitung spezieller Probleme hingewiesen hatte, und daß er keineswegs nach billiger Popularität strebte. Huber hat mannigfache Fragen der südostasiatischen Sprach- und Kulturgeschichte entscheidend gefördert. Außerdem umspannte sein gewaltiges Wissen und seine eiserne Arbeitskraft weite Gebiete der semitischen und indischen Philologie, und namentlich der Iektoren hat er durch Benützung chinesischer und tibetischer Quellen die wertvollsten Dienste geleistet. Ein umfangreiches Legendentwerk des Dichterphilosophen Ncvaghosha, dessen Sanskritoriginal verloren gegangen ist, hat er durch seine Übersetzung der chinesischen Fassung erschlossen. Dichterische Motive hat er gelegentlich durch fast alle orientalischen Lesarten verfolgt. Seine wesentliche Bedeutung lag jedoch auf dem Gebiete des Indochinesischen. Eine Reihe von Arbeiten behandeln zu- meist Fragen der buddhistischen und vergleichenden Literaturgeschichte. Sie illustrieren des Forschers mustergültige Methode und bieten allgemeines Interesse. Der Verfasser der Huber-Biographie hat sie aus dem Französischen übersetzt und in besonderen Anmerkungen erklärt.

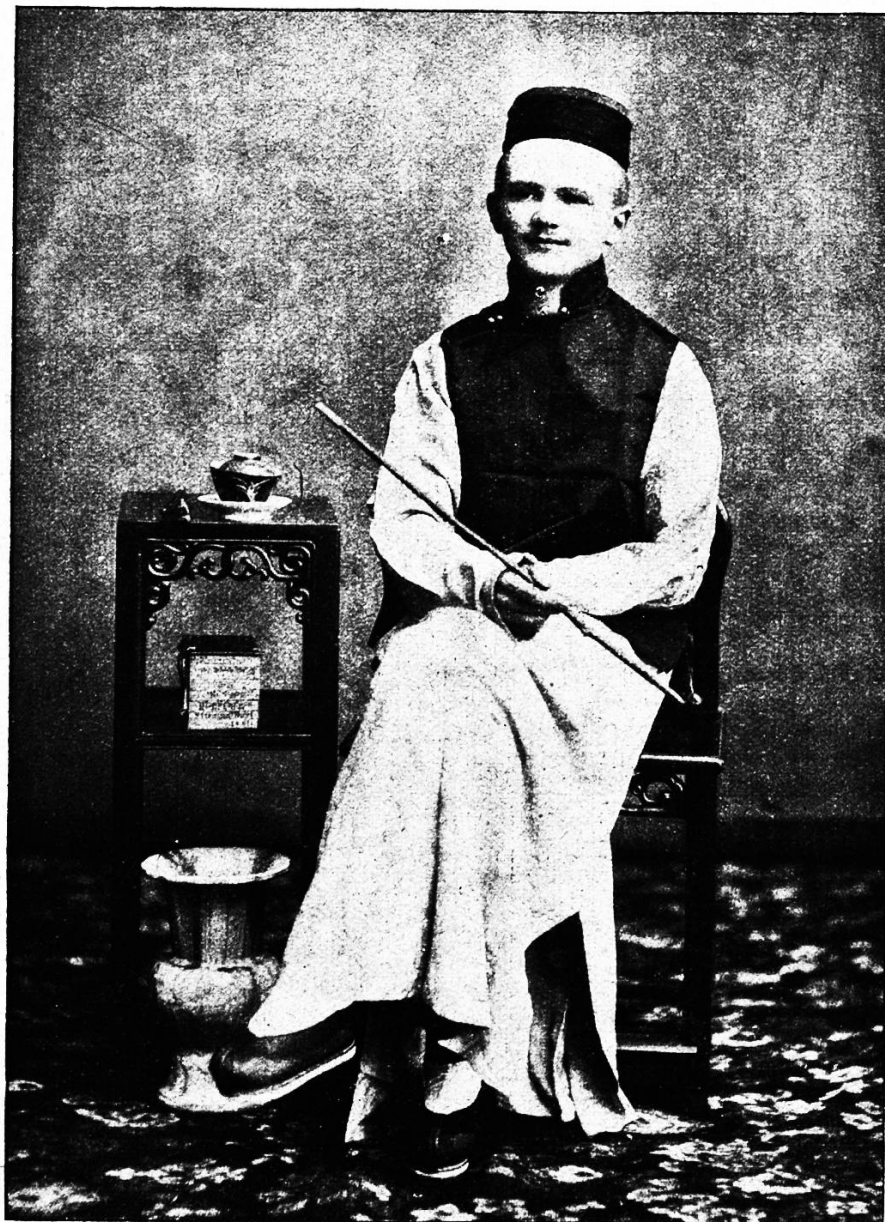


Eduard Huber (Aufnahme 1913).

Hier gleich ein beredtes Zeugnis dafür, wie hoch die wissenschaftliche Bechlagenheit des Gelehrten selbst von Eingebornen eingeschätzt wurde: Als Huber in Kambodscha war, vermittelte der Gerichtspräsident Tricon seine Bekanntschaft mit einem

*) Eduard Huber, ein schweizerischer Sprachengelehrter, Sinolog und Indochinaforscher. Sein Leben, seine Briefe, seine wissenschaftliche Bedeutung, nebst einer Auswahl seiner Arbeiten von Casimir Schwyder, Zürich. Mit 40 Illustrationen und 3 Kartenstücken. Verlag Orell Füssli, Zürich, 203 Seiten.

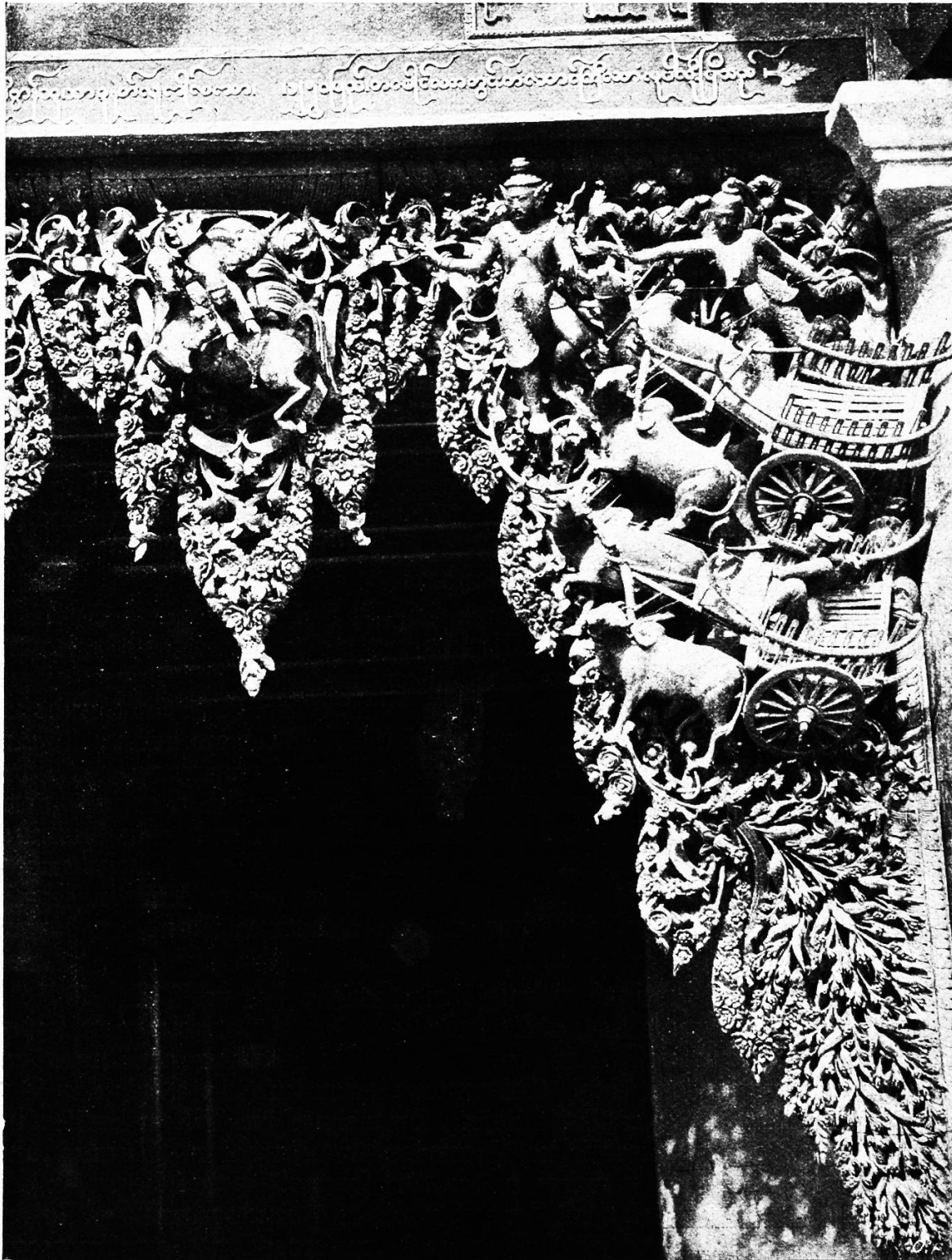
Bonzen der Pagode von Ollalom, der wegen seiner Kenntnisse des Pali (der hl. Sprache der Buddhisten) berühmt war. Einige Zeit nachher besuchte ihn dieser Gelehrte und fragte ihn, in welcher Pagode Huber Bonze gewesen sei. Tricon antwortete ihm, daß er nie in eine klösterliche Gemeinschaft eingetreten sei. „Das ist unmöglich,“ erwiderte der Bonze. „Hu-



Huber in chinesischer Kleidung.

ber kennt ja die Sutras (Predigten des Buddha, auch Sammlungen metrischer Sentenzen lyrischen oder didaktischen Inhalts) besser als wir."

Huber wurde als der zweite Sohn des Majors Huber zu Großwangen, Luzern, im Jahre 1879 geboren. Als Knabe verunglückte er in der Ziegelfabrik seines Vaters und verlor seinen linken Arm. So konnte er nicht, wie er es sich gewünscht hatte, die militärische Laufbahn ergreifen. Der Fünfzehnjährige kam nach Solothurn an die Kantonschule, wo er neben Französisch auch Unterricht in Italienisch, Englisch, Spanisch, Hebräisch, Chaldäisch und Sanskrit erhielt. In Paris bezog er die Ecole orientale, das



Detail der Holzschnitzereien in der Shwé-Dagon Pagode zu Rangoon.

Collège de France und die Sorbonne (Universität). Der Direktor der letztern wollte den schüchternen Schweizer abweisen, ließ sich jedoch herbei, ihm ein arabisches Schriftstück vorzulegen. Zu seinem Erstaunen las und übersehte ihm der linksche Schweizerjüngling das Prüfungsstück ohne langes Besinnen und fließend vor, worauf der Eintritt sofort bewilligt wurde. Huber beschäftigte sich nun auch mit Altpersisch, Russisch, Japanisch, Chinesisch, Ar-

menisch und Hindustanisch. Er schloß zahlreiche Freundschaften mit Orientalen, die in Paris studierten und in deren Muttersprache er mit ihnen verkehrte. Mit einem Osmanen übersehte er türkische Zeitungen und Lien Nong, ein Mandarin bei der chinesischen Gesandtschaft, führte ihn in die Abfassung und Übersetzung diplomatischer Schriftstücke ein. Neben den klassischen Sprachen hörte er im Umgang mit Studienkameraden eine ganze Reihe verschiedener Dialekte. „Und man stelle sich dabei nicht etwa eine oberflächliche, auf einige Worte und Redewendungen beschränkte Kenntnis vor,“ schreibt Dr. Cahen, einer seiner Fachgenossen. „Ich erinnere mich, daß ich Huber auf Hindustanisch mit einem Portier aus dem südlichen Indien scherzen, mit seinen beiden Dienern fleißig Peking-Chinesisch und Birmanisch reden, auf Annamitisch mit buddhistischen Bonzen sich unterhalten und dann einige Bruchstücke dieser Zwigespräche uns übersetzen hörte, in tadellosem Französisch, wie er es übrigens in irgend einer andern europäischen Sprache auch getan hätte. Er beherrschte nicht nur Arabisch, Sanskrit und Chinesisch gründlich, sondern außerdem an die dreißig andere Sprachen Asiens und Europas. Wie viele von den besten Sprachkennern können sich dessen rühmen? „Huber war ein Phänomen, das wahrscheinlich in der Welt einzig da stand.“

Nach Abschluß der Pariser Studien ließ sich Huber von seinen Sanskritprofessoren dazu bestimmen, als Mitglied der wissenschaftlichen Expedition nach Ostasien in die Ecole Française d'Extrême-Orient zu Saigon einzutreten. Diese Schule ist dem Generalgouverneur von Indochina und der wissenschaftlichen Beaufsichtigung der französischen Akademie unterstellt und bezweckt, an der archäologischen und philologischen Erforschung der indochinesischen Halbinsel zu arbeiten, mit allen Mitteln die Kenntnis ihrer Sprachen, Denkmäler und ihrer Geschichte zu fördern, und zum Studium der benachbarten Landstriche, Indien, China, Japan, Malaya, beizutragen. Sie gibt periodische Berichte über ihre Arbeiten in ihrem Bulletin heraus und rettet alte Urkunden und Kunstwerke vor dem vollständigen Untergang.

Der noch nicht Zweiundzwanzigjährige schiffte sich im März 1901 in Toulon ein und gelangte nach einer prächtigen Meerfahrt, die er in seinen zahlreichen Reisebriefen schildert, etwa einen Monat später in Saigon an, wo man ihn fürstlich empfing. Ein annamitischer und ein chinesischer Diener standen ihm stets zur Verfügung. Er wohnte im Villenquartier inmitten von Palmen, tropischen Pflanzen, wunderbaren Blumen und Springbrunnen. Sofort gewinnt er den Ort seiner Tätigkeit lieb. Er sicherte vorerst 83 große Kisten, deren Inhalt aus den wertvollsten Werken der kaiserlichen Bibliothek zu Peking, aus wundervollen Porzellangegenständen und Gemälden bestand.

Später wurde die Schule von Saigon nach Hanoi im Tongking verlegt, wo ihr Huber bald als Professor für Chinesisch vorstehen sollte. Spannend sind die Berichte von seinen Reisen. Sein Ziel sind vor allem die buddhistischen Klöster, in denen er ein reiches, handschriftliches Material zu finden hofft. Er durchquert zuerst zu Forschungszwecken Kambodscha, Annam, Siam, Teile von Birma, China und Japan. Der Orient erstet vor uns mit der Märchenpracht seiner Vegetation und dem mannigfaltigen Reichtum seiner Tierwelt, mit seinen Reizen und seinen Übeln, mit seiner ehr-

würdigen tausendjährigen Vergangenheit und seiner bewegten Gegenwart: Tropenglut, 55 Grad an der Sonne — Taifunstürme, Häuser zerstörend, Ernte vernichtend, Monsunregen, dessen Wasserfluten Dämme durchbrechen, Straßen in reißende Bäche verwandeln; moderne europäische Niederlassungen mit komfortablen Hotels, Clubs, Theatern — enge, schmutzige



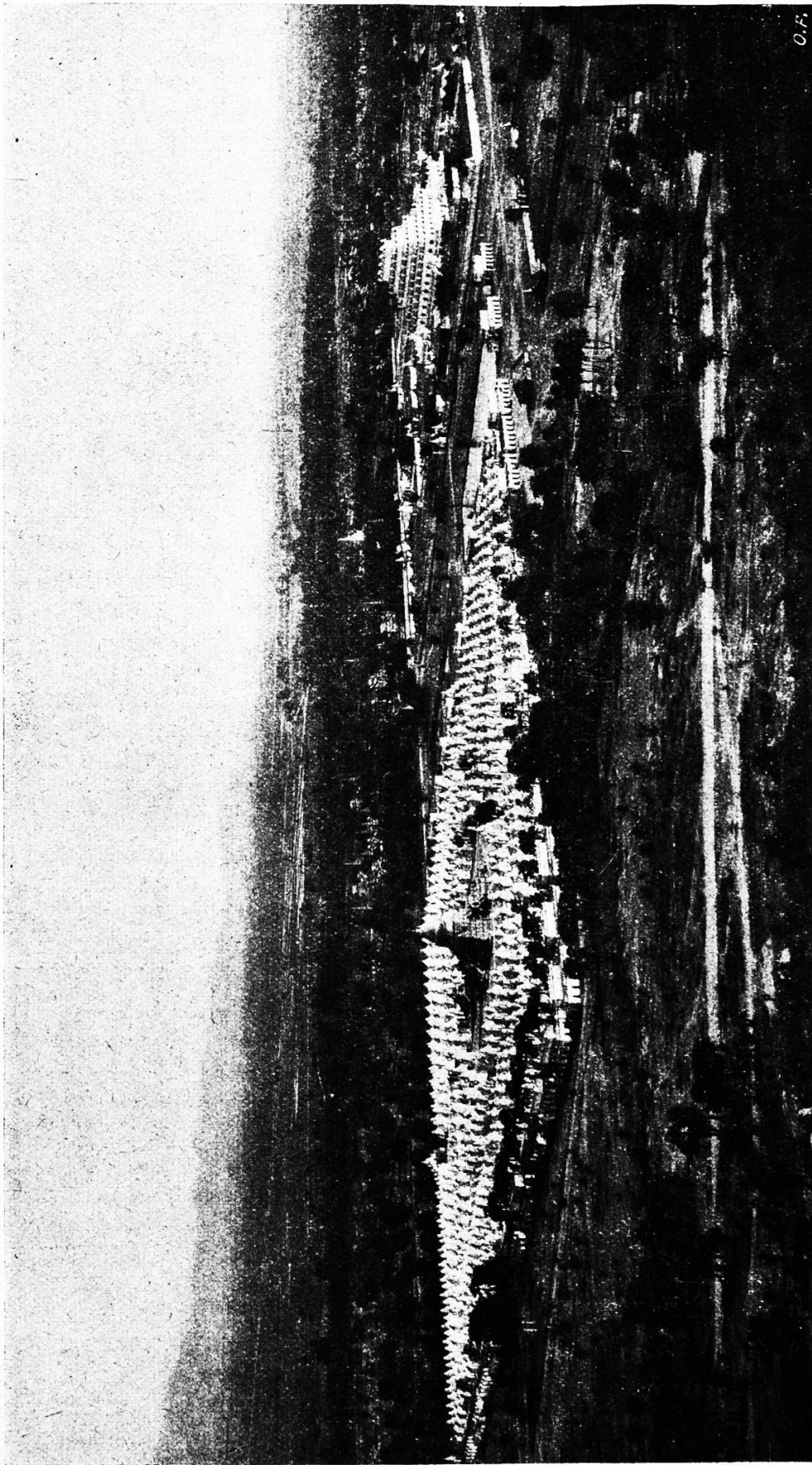
Das von der Königin Supayalat erbaute Kloster.

Chinesenviertel, in denen die Pest Heimatrecht hat und der Musjak kein seltener Gast ist; eine Nacht auf dem Boden einer schmutzigen Hütte, wo Ratten, Hühner, Hunde dem Ermüdeten den Schlaf rauben; üppige Gastmähler bei Fürstlichkeiten u.ä.w. — einige Körner Reis als einziger Imbiß mit den Wilden geteilt; Seftbewirtung bei Audienzen — das Wasser eines schmutzigen Teiches wird dem Dürstenden zum Labjal; abendliche Musfahrten im leichten annamitischen Gefährt; Reisen im bequemen Palanquin — mühsames Waten im Wildstrom über schlüpfrige Kiesel und Steinblöcke; die Küste entlang im gut ausgestatteten Dampfer — über Stromschnellen von Ne-tha-ung im gebrechlichen Floß.

Eine der schönsten und erträglichsten Reisen Hubers war die, welche Ende 1909 der zerfallenen Königsstadt Angkor galt. „Die Fahrt vom Süden her ist gut abgelaufen. Der ganze Weg führt durch ein Land von majestätischer Schönheit. Ich kam während drei Tagen durch das Gebiet der wilden Penong (Volksstamm), die das Eisenerz zu bearbeiten verstehen, aber nicht wissen, was Kleider sind. Ihr erstes Pfahlbaudorf, das wir erreichten, floß in wilder Flucht, als ich kam. Als sie aus der Ferne mich bei ihnen häuslich einrichten sahen, kamen die beherztesten Mitglieder des Gemeinderates und einige alte Weiber näher. Die Madamen erhielten königliche Geschenke, Glasforallen und leere Flaschen. Bald war das ganze Dorf da, und wir wurden gute Freunde. — Ich habe mein Zelt in Angkor aufgeschlagen, einer Märchenstadt aus 1001 Nacht. Ich besuchte den Tempel in der alten, verlassenen Königsstadt. Endlose Vorhöfe und Galerien mit wohlerhaltenen, zwei Meter hohen Basreliefs geschmückt, führen zu einer halbsbrecherischen, schwindelnden Steintreppe am Fuß einer hohen Terrasse. Ich vernarrte mich dort oben und bemerkte zu spät, daß der Mond schon unterging. Das Hinabklettern in der Finsternis war unmöglich. Ich mußte in der Zelle droben bei den Fledermäusen übernachten. Ich sah noch in der Ferne, wie meine Leute nach mir suchten. Aber sie hätten unter keinen Umständen gewagt, in das Innere der Ruinen einzudringen, selbst am Tage tun sie es nur sehr ungern, denn der Ort galt als heilig und als der Sitz verschiedener Götter.

Im Mai 1911 machte Huber mit 120 Kulis Ausgrabungen im Gebiete der wilden Kadé, fünf Tagereisen von Tourane, Annam, im Urwalde, wo ihm seine Eingeborenen ein gewaltiges Ruinenfeld gefunden hatten. Er hatte das Glück, den ganzen Tempelschatz, der dort vor 1500 Jahren, als die Chinesen das Land überritten, vergraben wurde, zu entdecken. Ein goldenes Halsband, einen goldenen Siegelring mit einem großen Saphir und drei silberne Vasen altindischer Arbeit mit Sanskritinschriften bedeckt: alles das in einem gewaltigen irdenen Krüge verborgen. Der Fund ging an das Louvre in Paris ab.

Die charakteristischen Eigenschaften der Annamiten, Birmanen, Chinesen, Japaner werden gegen einander abgegrenzt, interessante Einzelheiten über Volksglauben, Sitten und Gebräuche eingestreut. Wie naiv z. B. die Annamiten sind, zeigt ein lustiger und zugleich rührender Vorfall in Hubers Haushalt: Seinem mandschurischen Diener wurden einst 6 Dollars gestohlen. Der Mandschu, der die Annamiten als Menschen schlechterer Ordnung verachtete, hatte die andern Diener im Verdacht, die der hinterindischen Menschenrasse angehörten. Um sich von dem Verdachte zu reinigen,



Der Königl. Palast zu Mandalay mit den 729 kleinen Pagoden, in denen das monumentale Tripitaka, die hl. Schrift der Buddhisten, aufbewahrt wird.

schrieben die drei auf Seidenpapier eine Bitte an den Buddha: „Wenn wir, Le-tan-so, der Musläufer, Bon-long-ha, der Koch, und Soli-tang, der Küchensjunge, habgierigen Herzens dem Chinesen Tschao-en 6 Dollars entwendet haben, so laß uns auf der Stelle krank werden und sterben!“ Nach der Abfassung des Schriftstückes legten sie ihre schönsten Kleider an, nahmen Weihrauch mit sich und gingen mit dem Chinesen an den See bei Hanoi, wo die große Pagode steht. Dort zündeten sie vor der vergoldeten Statue des Buddha den Weihrauch an, und nachdem sie eine Zeitlang die notwendigen Zeremonien verrichtet hatten, ließen sie den Brief von einem Bonzen verbrennen und dessen Inhalt auf diese Weise zur Kenntnis des Buddha bringen. Keiner wurde krank oder starb. Aber als der Chineser mit den drei Reingewaschenen heimkam, entdeckte er zu seinem Schrecken, daß ihm unterdes sein bestes Kleid gestohlen worden war, und daß der Dieb ganz sicher anderswo steckte.

Für Politik hatte Huber wenig Interesse. Er wurde jedoch nicht selten bei hohen politischen Missionen als Dolmetsch verwendet und machte so wichtige Bekanntschaften, die ihm für seine Arbeiten zustatten kamen, indem sie ihn mit Empfehlungen unterstützten und ihm Elephanten, Führer mitgaben und ihm ihren Schutz angedeihen ließen. So durfte es der Forscher wagen, durch Gebiete zu reisen, wo sonst noch kein Europäer sich hingewagt hatte, oder dann unterwegs ermordet worden war. Denn die Weißen sind den Einheimischen in der Regel verhaßt: „Tan kwei!“ schreien sie ihnen zum wenigsten nach, was so viel heißt wie „Barbaren-Teufel“.

Der Gelehrte leitete u. a. auch die Ausgrabungen der ehemals größten hinterindischen Stadt Daila, über die heute der Urwald rauscht. Zwei französische Genieoffiziere und 60 Kulis halfen ihm, einen Plan der versunkenen Stadt aufzunehmen und eine Menge alter Münzen, Statuen, Keramiken und chinesischer Dokumente ans Tageslicht fördern. Huber holte sich bei diesen Ausgrabungen das Tropenfieber, das ihn an einer Rückreise nach Europa lange Zeit hinderte. Als er endlich, im Juni 1908 die Heimat wiedersah, war sein Vater unterdes gestorben. Der Sohn hing mit ganzem Herzen an ihm und es tat ihm weh, ihn nicht mehr lebend anzutreffen. Im April 1909 war Huber wieder im Tongking, um unterbrochene wissenschaftliche Arbeiten von neuem aufzunehmen. Die indische Regierung sandte ihm eine Menge photographische Aufnahmen von neuentdeckten Inschriften und Basreliefs zur Entzifferung. Anfangs Mai 1912 wurde der Professor in Marseille von seinen Verwandten abgeholt. Am 13. Mai hatte ich das Vergnügen, ihn in Großwangen begrüßen zu können.

Einen öffentlichen Lehrkurs in Paris unter verlockenden Bedingungen abzuhalten, konnte sich der Gelehrte nicht entschließen. Aber sobald er erfuhr, daß er dadurch den Schweden E. Luneld, der aus Göttingen angelangt war, um sich ans Studium des chinesischen Buddhismus zu machen, in Verlegenheit bringen würde, schlug er ihm vor, in sein Hotel zu kommen, und machte sich anheischig, ihn in kürzester Frist, wie er sich ausdrückte, in den Sattel zu heben. So Tag und Nacht, in Paris und in Großwangen, mit seinem Schüler arbeitend, dem er alsbald seine Freundschaft schenkte, brachte er ihn in wenigen Monaten nicht nur ans Ziel, sondern er setzte ihn auch instand, eine Arbeit zu schreiben, deren Wichtigkeit schon von den kompetentesten Fachgelehrten anerkannt wurde.

Anfangs Juli 1913 war Huber wieder in Hanoi. Am 26. November hatte mir der Forscher von seinem Feldlager zu Nghson (Hoch-Annam) aus, wo er auf etwa 40 Heiligtümern aus der Hinduzeit endlose Sanskritinschriften entdeckte, auf einer Visitenkarte noch die besten Wünsche zum Jahreswechsel übersandt. Die Karte langte am 6. Januar 1914, am Todestage des lieben Menschen in meinen Besitz. Der Gelehrte erlag in Vinh-long, Cochinchina, im Hause der Durchreisenden einem perniziösen Fieber, nachdem er noch einige Tage vor Weihnachten 1913 im Kreise seiner befreundeten Landsleute in Saigon verbracht hatte.

Eines der letzten Ziele des Forschers war eine Reise nach dem schwer zugänglichen Tibet, das er von dem ihm wie kaum jemand anderm bekannten Birma aus, also von Süden her, zu erreichen hoffte, und wo ihn u. a. die von Sven Hedin erwähnten Städte Spuren mit altchinesischer Kultur anziehen mochten. Nachher wollte er sich pensionieren lassen, um die reichen, noch ungehobenen Schätze uralter Sprachdenkmäler, die er entdeckt und nach Paris gebracht hatte, in Muße zu bearbeiten.

Ein äußerst liebenswürdiger, edler und bescheidener Mensch, der bei aller Berührung mit fremdländischen Sitten seine echte, biedere Schweizerart und seine Liebe zur Heimat treu bewahrte, — seine französischen Mitarbeiter und Kollegen im äußersten Osten nannten ihn scherzweise etwa den Wilhelm Tell — ist mit dem großen Gelehrten dahingeshieden.

Casimir Schnyder, Zürich.

I jedwädem Blettli. . .

's glänzt Tou i de Rose.
Mängs Blettli fällt ab.
Wie syngmödelet Schäli
Sy si uf em Grab.

Es Bögeli pypet
Im Böumli so lys. —
Sich trinkt's us de Schäli
E toufrüschli Wys.

Es liedlet und liedlet:

O, rosegi Zyt!

I jedwädem Blettli

Es Liedli drinn lyt!

Walter Morf.

Die Jährliche Rundschau des Deutsch-schweizerischen Sprachvereins 1921

berichtet zunächst über die Vereinstätigkeit, die hauptsächlich in der Herausgabe der zweimonatlichen, in volkstümlicher Weise belehrenden und anregenden „Mitteilungen“ bestand. In Zukunft will der Vorstand sein Augenmerk auch richten auf die Benachteiligung unserer Muttersprache im Geschäftsverkehr und in der Ortsbenennung. Der Bericht „Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr“ berührt die Gefahren der Irredenta für den Tessin, bei aller Anerkennung der vaterländischen Haltung der Tessiner; er betrachtet die veränderte Stellung der deutschen Sprache im Ausland, be-